

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 2

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

11. Januar 1936

Zwei Gedichte von Kurt Bock.

Morgen.

Die Nacht schläft unter uns tief in dem Grunde,
Schwer lastet schneegebeugt der dunkle Tann,
Und eisig klirrt der Nord aus Felsenschlunde:
Wir steigen schweigend Schritt vor Schritt hinan.

Schon tauchen wir empor aus Waldesschatten
In eine silberweiße Dämmerung,
Und weithin über unberührte Matten
Schwingt unser Ruf sich aufwärts, jubelnd jung.

Sieh, nun entbrennt ob nebelgrauen Wogen
Der Morgensonne lichterloh Fanal,
Und jauchzend losgeschnellt vom Gipfelbogen
Abfliegen wir wie Pfeile steil zu Tal.

Skifahrt.

Beschwingt von weißen Wolkenflügeln
Steilab zu Tal in Hui und Saus,
Emporgeschnellt von Silberhügeln
In lautren goldnen Sonnenbraus, —

Nur Windes Geigenstrich — sonst Schweigen,
Rings hohes Leuchten Firn an Firn,
Von Glast und Glanz beschützt steigen
Die Hänge auf zur Felsenstirn.

Dies ist der heil'ge Rausch des Lebens:
Der Schwere los und ohne Ziel,
Kein Blick bergauf bergab vergebens
Und eitel Kraftlust, Wunder, Spiel!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

2

In der Vorhalle klopfte der Ammann an die Pforte, die ein Schildchen trug mit der kalligraphisch schönen Aufschrift: Fridolin Holzer, Lehrer!

Aber erst auf ein zweites, äußerst kräftiges Pochen öffnete sich etwas zaghaft die Türe und eine Gestalt erschien, die in jedem Film Lachsalmen erweckt hätte. War das nicht Charlie Chaplin in seiner besten Form? Lothar strahlte beim ersten Anblick von innerer Freude. Aber dann wurde er ernst. Nein, das war kein Allerweltskomiker, das war ein Original für sich, unbestritten ein Lehrer echten Schlages. Der braunhelle Kopf mit der prächtig breiten Stirne verriet Geist und Begeisterung. Aber unter dieser markanten Stirne blühte erst der Schulmeister auf; in diesen halb scheuen, halb kühnen, neugierigen und fragenden Augen und dem schmalen, gekniffenen Munde, einem lebendigen Gedankenstrich. Aus dem stark zurückgeschlagenen und etwas zu kleinen Kinn konnte man auf Gutmütigkeit und eine gewisse Schwäche im Disziplinhalten schließen. Lothar erkannte diese Mängel sogleich. Lehrer Holzer war vermutlich in einer seltsamen Hantierung gestört worden. Er trug das gestreifte Hemd an den Armen aufgekrenpelt und die Hosens hoch-

gestülpt. Die nackten, solid behaarten Beine ragten mager aus geblühten Pantoffeln.

Der Schulpräsident stellte vor, und wie ein Wasserfall sprudelte es aus dem beweglichen Gedankenstrich des Unterlehrers Fridolin Holzer: „Freut mich, freut mich, freut mich sehr, Herr Kollege.“

Große, feuchte Hände umschlossen kräftig die warme Hand des jüngern, größer gewordenen und wie es schien so vornehmen Kollegen Waldauer.

„Sie wollen gewiß das Schulzimmer besichtigen“, hastete der Unterlehrer und beeilte sich, die Blößen seiner Arme und Beine zu bedecken. „Ich stehe sehr gerne zur Verfügung.“ Er trat aus der Türe und verschloß sie hinter sich.

Lothar vermutete, Kollege Fridolin wünsche nicht, daß man in die Wohnung trete und in eine alchimistische Unordnung Einsicht gewänne. Man wußte ja, daß Junggesellen auch nicht mit der Ordnung sich vermählten. Ein Mann von der belustigenden Art Holzers mußte ohne Zweifel allerhand Künste betreiben. Lothar erinnerte sich nun, gehört zu haben, Lehrer Holzer sei eine Kapazität in der Kenntnis

der Insekten, insbesondere der Flöhe. Aber was den Floh betraf, konnte es auch eine neckische, fast boshafte Beschuldigung sein.

„Ganz nette Schulzimmer, ganz nett“, lobte der Kleinere mit einem untertänigen Blick auf den Schulpräsidenten, „und ganz neue, patente Bänke.“

„Simpler Herr Kollege“, empörte sich Lothar heimlich; laut sprach er: „Ich kenne bereits mein Operationsfeld“, und da der andere erschrockene Augen machte, fragte er in freundlichem Tone: „Im Vertrauen wünsche ich eine Auskunft, Herr Kollege Holzer, es scheint mir notwendig, in den Schulgemächern mit Flohpulver zu operieren.“

Der Unterlehrer riß entsetzt die Augen auf und schnitt ein Gesicht wie auf heimlicher Tat ertappt. Er warf einen scheuen Blick auf den mächtigen Rücken des Ammanns, der, an dem Gespräch der beiden uninteressiert, schon die Stiege hinunterschritt, und flüsterte in einem Tone, der in ungewohnter Verstellung die Wehleidigkeit nicht verhüllen konnte: „Prächtig, Herr Kollege. Sie sind ein Pfiffikus. An Flöhen ist Römerswyl ein Kanaan, aber ein Pulver gegen sie ist hier nicht bekannt.“ Fridolin Holzer schluckte hörbar, denn um ein Haar hätte er in seinem Gerechtigkeitsinn die Vorliebe für die kleinen, roten Schmarotzer verraten.

„Ich bringe das Desinfektionsmittel gegen die Pestilenz mit“, erklärte Lothar heiter. „Auf Wiedersehen, Herr Kollege, in den nächsten Tagen schon gedenke ich von meiner Residenz Besitz zu ergreifen.“

Fridolin Holzer war durch den unerwarteten Besuch und den raschen Abschied völlig aus seinem beschaulichen Geleise geworfen. Kaum waren die Besucher außer Sehweite, so eilte er auf seine Bude. Schon unterwegs kramte er die Hemdärmel und die Hosen wieder hoch, schlüpfte beim Eintritt in sein Elmsium aus den Pantoffeln, tastete vorsichtig mit Zehentritten durch sein Zimmer, holte auf dem Tische zwischen Büchern, Retorten, Glaschlüsselchen und Schachteln ein Gefäß von der Größe eines Eies mit einem daumenlangen bleistiftdünnen Schnabel. Es lag in dem Glasbehälter so etwas wie roter Blumensamen.

Nun glänzte das Keilgesicht des Unterlehrers in vergnügter Spannung. Sein Körper straffte sich froherwartend. Er beugte sich behutsam, bog das rechte Bein langsam auswärts und pirschte mit spitzen Fingern aus dem Haargebüsch seiner Wade einen Floh.

Geschickt schob er ihn in das gläserne Gefängnis und konstatierte befriedigt, daß er ein Prachtsexemplar gefangen hatte. Als er einen weiteren, vorsichtig tappenden Gang durch das Zimmer tat, fing er einen zweiten und dritten und vierten, denn es war ihm eine Herde entwichen. Der Besuch hatte ihn eben aus der erfolgreichsten Jagd gestört. Nun war der Ausfall bald wieder wettgemacht. Befriedigt stellte er fest, daß Geduld und Ausdauer doch bei den heikelsten Situationen Gewähr auf Erfolg boten.

Fridolin Holzer wandelte im Nebenamt auf Entdeckungspfad. Der achtbare Gedanke beherrschte ihn, daß auch das Unscheinbarste in der Natur des Studiums der flügsten Köpfe wert und würdig sei. Das Objekt seiner wissenschaftlichen Forschung war der Floh. Die Bewertung und Auswertung des so sehr mißkreditierten Lebewesens beschäftigte ihn seit

Jahren. Ueber das Studium der floblichen Lebensfunktionen war er bereits hinaus. Seine Forschungen hatten schon ein höheres Niveau erreicht. Er gedachte entweder die Intelligenz der Flöhe zu erfassen und sie künstlerischen Zwecken, zum Beispiel dem Flohtheater, zugänglich zu machen oder aus der körperlichen Existenz des Blutschmarotzers einen Farbstoff zu destillieren.

Nirgends vermehrten sich die verkannten Geschöpfe so ersprießlich als während der Ferien in den Schulsälen mit alten Tannenböden und in der Stidluft der ewig geschlossenen Fenster. In zweien solcher produktiven Schulsälen besaß Holzer bislang ein ergiebiges Jagdgebiet. Das mußte man ausnutzen, so lange es noch von Gewild bevölkert war. Der neue Kollege schien ein Hellschöpfiger, der entschieden auch so weit war, die Flöhe husten zu hören, und der die kleinen Dinger als Ungeziefer verurteilte.

Holzer stürzte, fast mit leiser Trauer, es könnte das letzte Mal sein, in das Schulzimmer seines Kollegen und wandelte darinnen wie ein Storch auf der Froschwiese und war beglückt von der reichen Beute, die ihm gerade heute zwischen die feinfühligsten Finger geriet.

2. Kapitel.

Als der Ammann und der neue Lehrer am Friedhof vorbeisritten, der die Kirche mit vielen nüchternen Marmordenkmälern umgab, erspähte der Präsident die junge Lehrerin der Mädchenoberschule. Sogleich rief er ihr zu: „Fräulein Seiler, bitte, auf ein Wort. Hier ist Ihr neuer Kollege.“

Die Lehrerin erschrak, aus der Andacht gerissen, und schritt dann zögernd zwischen den Grabkreuzen näher. Sie war schwarz gekleidet. Ihre Gestalt neigte nach vorn. Die Hände hielt sie vor der Brust um ein Gebetbuch geflungen.

„Produkt einer Klosterschule“, dachte Lothar. „Das wird fröhliche Kämpfe absetzen.“ Aber sein Vorurteil geriet gleich ins Wanken. Aus einem hübschen Gesichte traf ihn ein offener und kluger Blick. Kräftig umschloß er beim Gruße ihre Hand. Sie errötete übers ganze Schulblasse Gesicht, zog die Hand rasch zurück und war sehr verlegen.

„Entschuldigen Sie, Fräulein“, sagte Lothar ruhig, „ich werde Ihnen außer Amtes keine Schwierigkeiten bereiten.“

„Danke“, erwiderte sie und straffte sich, „ich will hoffen, auch nicht in dem, was unseren Beruf betrifft.“

Lothar zog die Achseln hoch und antwortete: „Entschieden nicht, falls unsere erzieherischen Ansichten nicht gegenpölig sind.“

Die Lehrerin lächelte spitz. Das Wort „gegenpölig“ zerstörte den guten Eindruck, den sie vom frischen und flotten Kollegen empfangen hatte, weil sie jede Großhanserei unleidig fand.

Gewichtig sagte der Präsident: „Der Lehrer wird jedenfalls das Recht allein beanspruchen, die Buben kräftig übers Knie zu nehmen.“

„Dies bestimmt nicht“, entgegnete Lothar, „ich nenne mich nicht Scharfrichter.“

„Sie werden nicht züchtigen?“ fragte die Lehrerin neugierig.

„Nie mit Hand und Stock.“ Der Lehrer nahm den Hut vom Haupte und schüttelte energisch sein üppiges Gelock. Seine hohe Stirne glänzte wie geschliffener Marmor.

Dieser kühne Kopf und das eigensinnige Wesen des Neuen empörten den Präsidenten. „Das nenne ich bequem“, sagte er, „die Züchtigung den Eltern zu überlassen. Wir verhäßeln unsere Schlingel nicht, und auch unsere Lehrkräfte sollen die Kinder nicht verpäppeln. Was ein Mann werden will, muß die Rute gespürt haben, und zwar gesalzen.“

„Das möchte einst seine Gültigkeit haben“, widersprach Lothar, „aber glücklicherweise sind wir aus der Epoche der Prügelei heraus. Ich für meinen Teil werde nicht mit der Rute erziehen.“

„Dann geben Sie acht“, drohte der Präsident, „unsere Buben werden Ihnen über den Kopf wachsen. Die haben Rasse und wollen zünftig in die Faust genommen sein.“

„Ein Erzieher kennt seine Patienten und weiß auch um die richtige Medizin“, entgegnete der Lehrer sachlich, bedeckte sich wieder und sah auf die Kollegin, ihre Zustimmung erwartend.

Aber der Präsident schnappte ihm den Erfolg vorweg. Zur Lehrerin gewendet bemerkte er lachend: „Das wollen wir gerne kontrollieren, nicht war, Fräulein Seiler?“

Gertrud war einige Schritte zurückgetreten. Sie stimmte wohl der Ansicht des Lehrers zu, fand aber seinen Starrsinn nicht am Plage. Wie war es denn möglich, daß die beiden Männer, die sich doch erst begegnet sein mußten, schon rücksichtslos sich halgten wie alte Streithähne. Das verhiß keine günstige Zusammenarbeit.

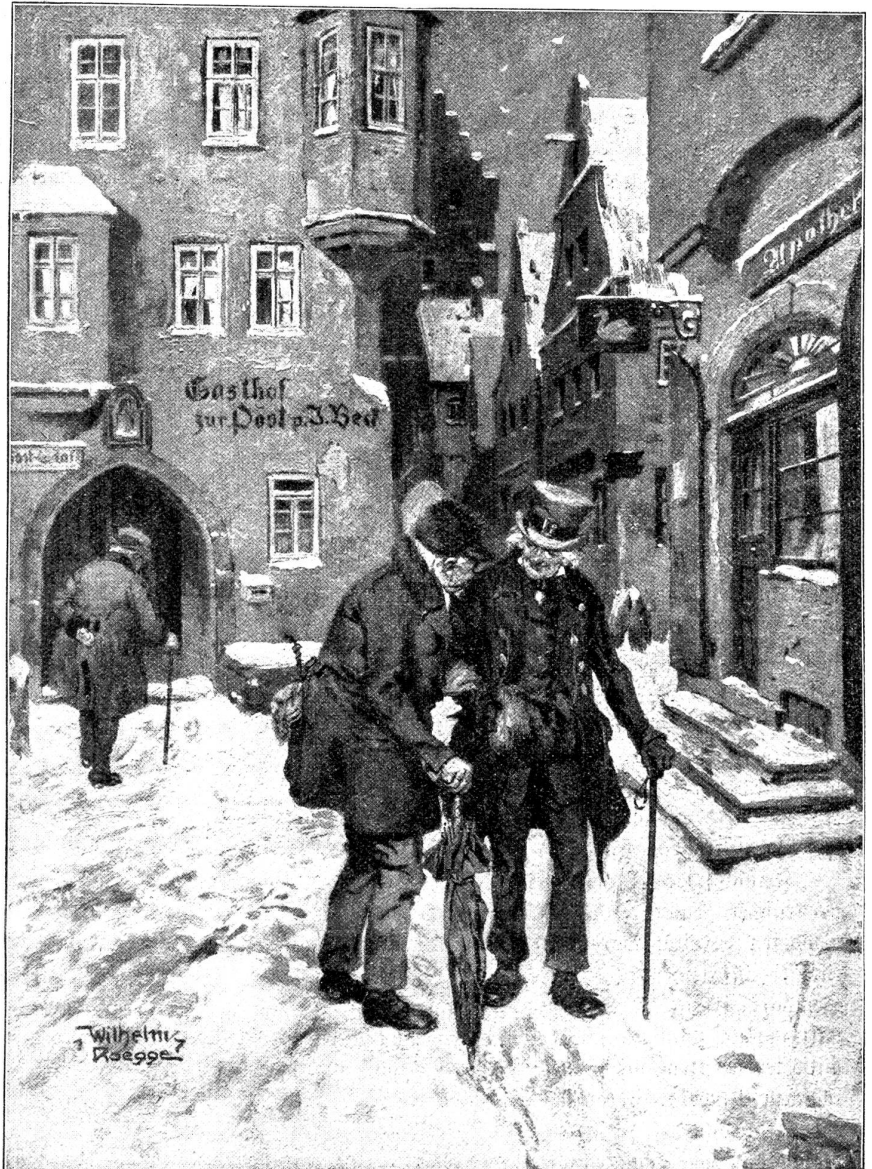
Es kam der Lehrerin sehr erwünscht, als ein Schulmädchen herzukam und sich vertraulich an sie schmiegte. Sie faßte das Kind bei der Hand, grüßte die Männer und ging mit ihrer Schülerin plaudernd davon.

„Eine ausgezeichnete Lehrerin“, lobte der Ammann so laut, daß sie es noch hören mußte, und fügte zum Lehrer gewendet hinzu: „Aber sie ist eine Ausnahme.“

Lothar, der gleichfalls Lust hatte, sich zu entfernen, konnte diesen offenen Angriff nicht unerwidert lassen. „Herr Ammann“, sagte er ernst, „ich habe die Empfindung, daß Sie mir ganz und gar nicht hold gesinnt sind. Das betrübt mich.“

Des Ammanns Gesicht wurde hart. Er war es gewohnt, gerade von dieser Seite keinen Widerstand zu finden. Ungeschminkt erteilte er die Antwort: „Sie sind ein empfindlicher Mann! Das könnte Ihnen Gallensteine verursachen. Für das Dorfleben muß ein Lehrer hart gelotten sein.“

„Bin ich“, nickte Lothar zäh.



W. Roegge: Die beiden Alten.

„Nehmen Sie meine Ausführungen nicht tragisch. Sehen Sie, dort geht ein Mann, der schleppt nun sein ganzes Leben an einer Gefühlschwärmerei der Jugend.“

Lothar sah sich nach dem bezeichneten Manne um, der, eine gelbe Briefftasche unter dem Arme, verlegen scheu herübergrüßte, von der Straße abzweigte und eilig in den „Döfen“ einkehrte.

„Das ist unser Gemeindefretarius Fischlin. Er schwärmte für ein hübsches Mädchen. Das wurde ihm weggeschnappt und verführt. Sie hat längst ein eigenes Geschäft, aber geheiratet nicht. Sehen Sie das gelbe Haus da drüben mit den grünen Fensterladen und den ausgefägten Herzen, das ist die Krämerei von Frau Gauch. Noch kann unser Sekretär den Betrug nicht vergessen und verdächtigt als Verführer die rechtschaffensten Menschen. Kürzlich hat er gegen den Fabrikanten Hollmann eine Stinkbombe geworfen und mußte deswegen eine Woche sitzen. Sehen Sie, das ist ein Ausschnitt aus unserem Dorfe von Menschen, die zu weich gelotten sind.“

„Ich werde mich bestimmt weder sieden noch braten lassen“, bemerkte Lothar, um den unverbesserlichen Potentaten durch Gleichmut zu gewinnen.

„Ei, der Donner“, rief plötzlich der Ammann, „man soll niemanden anschwärzen, da kommt richtig Frau Gauh's Töchterlein.“

Lothar warf den Kopf herum. Die Straße daher schritt ein schön gewachsenes Mädchen.

„Guten Abend, Ruth“, grüßte der Ammann freundlich.

„Guten Abend, Herr Ammann“, kam es klavervoll zurück. Und kaum ein Nicken gegen den jungen Mann, der den Hut gezogen hatte.

Der Ammann vertrat dem jungen Mädchen den Weg und sprach fast feierlich: „Daß ich's nicht unterlasse, meine herzliche Gratulation.“

Das Mädchen stutzte.

„Meine Gratulation zum Geburtstag“, erläuterte der Ammann.

Nun lachte es hell auf. Alle Befangenheit war verfliegen. Regelmäßige und blankweiße Zähne schimmerten aus blutvollen Lippen und große, schwarze Augen strahlten aus einem fremdrassigen, lieblich gebräunten Gesicht.

„Danke, Herr Pate“, sagte sie, sich besinnend, „Sie sind der erste Mann, der mir zu meinem Geburtstage ein Kompliment macht.“

„Heute bist du zwanzig, und dein Pate darf sich wohl des Gedenktages erinnern, übrigens habe ich dir ein kleines Andenken bereitet. Du bekommst es per Post.“

„Danke, das ist lieb von Ihnen.“

„Künftig wirst du wohl von andern Komplimente einheimen“, lachte der Ammann und umfaßte zärtlich ihren Arm.

„Wenn ich will, ja“, sagte sie selbstbewußt, schüttelte den schwarzen, krausen Bubikopf, richtete den Glanz ihrer Augen flüchtig auf den jungen Mann, grüßte und zwirbelte elastisch davon.

„Sehen Sie, Herr Lehrer“, sagte der Ammann gutgelaunt, „alle guten und hübschen Geister von Römerswyl kreuzen heute Ihren Weg, da wollen Sie doch nicht behaupten, ich sei Ihnen übel gesinnt.“

„Nein, ich behaupte es nicht“, entgegnete Lothar, von der frischen Mädchenerscheinung dieser Ruth noch ganz befangen.

Nun lud der Ammann den Gast zu einem Glase in den „Dörsen“ ein.

Lothar lehnte dankend ab, weil er zeitig in die Stadt zurückfahren wollte. In den nächsten Tagen jedoch gedachte er endgültig zurückzukehren, um in der zweiten Maiwoche den Unterricht zu beginnen.

„Wir eröffnen die Sommerschule erst in der dritten Maiwoche“, sprach der Ammann. „Wir benötigen die Buben für die Frühlingsarbeit. Erst die Arbeit, dann die Schule.“

„Die Arbeit durch die Schule“, ergänzte Lothar und bot dem Vorgesetzten zur Verabschiedung die Hand.

Der Ammann faßte kräftig zu, auch im Handschlag seine Position befundend. (Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Tod. Skizze von Anna Burg.

Eigentlich war er nur ein ganz unscheinbarer, bescheidener Mann gewesen. Aber in seinem kleinen schwächlichen Körper hatte sich eine bedeutende Persönlichkeit versteckt. Es ist immer noch so — man weiß es längst und wundert sich doch noch manchmal darüber — was äußerlich auffällt, was viel Lärm, viel Aufhebens macht, damit ist es gewöhnlich im Grunde nicht weit her — die Perlen findet man in den stillen Gewässern. So war es auch mit diesem Mann; er war eine originelle, eine reich begabte, eine künstlerisch veranlagte Natur gewesen. Er hatte sich vor dem Urteil der Welt nicht gekümmert und darum auch der Welt keine Konzessionen gemacht. Er war ein Mann gewesen, den man hochachtete, weil er ohne Rücksicht auf Vorteil und Schicksalsgunst sich selbst treu blieb und bei aller Unbekümmertheit bedingungslos rechttat. Und so geschah es, daß die kleine Gemeinde, in der er gewirkt, erst bei seinem Tode merkte, was sie an ihm verloren hatte. Es herrschte in Wahrheit allgemeine Trauer um den kleinen Mann, und das Begräbnis wurde zu einer Kundgebung, wie das kleine Städtchen sie noch nicht erfahren hatte.

Blumentragende Kinder gingen vor dem Sarge her; Vereine mit wehenden Fahnen schritten dem schwarzverhängten, aber mit Kränzen über und über bedeckten Wagen voraus. Eine Abteilung der Musikgesellschaft ließ die feierlich-erhebenden Klänge des Chopinschen Trauermarsches hören. Hinter dem Sarge folgte ein endlos langer Zug von Leidtragenden.

In den ersten Reihen schritten natürlich die Familienglieder, darunter auch des Verstorbenen Sohn. Dieser sah sehr respektabel aus in seinem schwarzen Anzug mit dem Zylinder in der Hand. Aber während die Leute, die sich auf der Straße überall angeammelt hatten, mit Verehrung und Liebe von dem Entschlafenen sprachen, pflegten sie ge-

wöhnlich mit einem leisen Bedauern eine ganz kurze Bemerkung über den Sohn beizufügen. „Schade, daß er nicht dem Vater gleicht!“ Das war so der Refrain des leisen Geflüsters.

Er glied in der Tat nicht dem Vater. Er hatte wohl seine künstlerische Begabung bis zu einem gewissen Grade geerbt, aber sonst nichts. Er war nicht nur leichtsinnig, zu allerlei Tollheiten aufgeleitet, er war auch unehrenhaft, und dies war wohl der schwerste Kummer des Verstorbenen gewesen.

Wie nun dieser Sohn so dicht hinter dem blumenbedeckten Sarge herschritt, die Fahnen vorausflattern sah, den langen Zug der Trauernden hinter sich kommen fühlte, da überkam ihn ein eigenes Uebehagen. In seiner verdorbenen Seele wohnte zwar aufrichtige Trauer um den Vater, aber jetzt kam etwas anderes dazu, etwas Fremdes. Er fuhr sich ein paarmal mit der Hand hastig und nervös über den Hinterkopf und schob dabei den Zylinder unter den Arm. Es war, als wolle er etwas Lästiges von sich abstreifen. Das gelang ihm aber nicht. Was ihn störte, war nicht von außen an ihn herangekommen, es regte sich vielmehr, wie etwas, das lange geschlafen, in seinem Herzen. Es war eine seltsame Mischung aus Rührung über die seinem Vater erwielenen Ehren und aus Neid darüber.

Ja, es war wohl nicht zu leugnen, daß sich der Rührung Neid beigefellte. Der junge Mann wußte genau, so wie man seinen Vater jetzt zu Grabe trug, so würde man ihn niemals zur letzten Ruhe begleiten. Er sah es mit einer Art Heiligkeit vor sich, wie ärmlich, wie notgedrungen einst sein Leichengeleite sein würde. Es war ihm, als sehe er den Pfarrer, der mit Verlegenheit kämpfte, da er ihm gute Worte in die Gruft nachsenden sollte. Und vielleicht, wer weiß, wenn er auf dem Wege weiterging, den er be-